

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 202.

Dienstag, 31. August

1926.

Das Sechstagerennen.

(10. Fortsetzung.)

Roman von Carl Seibert.

(Nachdruck verboten.)

Karl wußte nicht, ob er ja oder nein sagen sollte. Schließlich war es kein schlechter Vorschlag. Er willigte ein, fuhr in seine Wohnung, holte dort das am wenigsten wertvolle Stück, den kleinen ziselierten Anhänger, und kam nach einer halben Stunde ins Café zurück. Radochla und Henken saßen bei einer Schachpartie im hinteren Teil des Lokals. Karl legte das Stück auf den schmutzigen Marmortisch, mitten zwischen Teller, Kuchenkrümel und Zigarrenasche.

Radochla betrachtete die Arbeit mit Kennerblick.

„Was ist das Stück wohl wert?“ fragte Karl.

„Genau kann ich's nicht sagen, aber zwölfhundert Mark wird man dafür schon bekommen.“

„Wenn man's verkauft?“

„Wenn man's verkauft!“

„Und wenn man's beleih?“

„Ich werde sehen, daß ich tausend Mark für Sie herausschlage.“

„Bin einverstanden!“ sagte Karl.

Henken war ganz blaß geworden, als er das Schmuckstück gesehen und wollte dauernd unterbrechen, aber Radochla hielt seinen Absatz so krampfhaft auf Egons Zehen gepreßt, daß der still war, nur immer heftiger zum Ausbruch drängte. Es sei spät und sie hätten noch viel zu besorgen. Radochla begriff gar nicht, schrieb umständlich eine Quittung und bat Karl, in vier Tagen wiederzukommen.

Kaum hatten die beiden das Café verlassen, als Radochla zu poltern anfang. Es sei einfach unerhört, wie Henken die schönsten Gelegenheiten durch sein unvorsichtiges Benehmen durchkreuze.

„Eben hätte es auch wieder schiefgehen können.“

„Es ist aber nicht schief gegangen.“

„Hätte . . . Hätte . . . das genügt.“

„So laß mich doch wenigstens jetzt mal reden“, fuhr ihn Henken in einem Ton an, den Radochla nicht gewöhnt war.

„Nein“, sagte der Scharf, „jetzt wird getan, was ich will. Wir werden das Stück weder verkaufen noch verpfänden, wir werden zu einem erstklassigen Juwelier gehen und ein zweites Exemplar aus Double herstellen lassen.“

„Und dann?“

„Dann geben wir diesem Dummkopf sein Stück wieder (natürlich das falsche) und sagen, wir seien es nicht losgeworden.“

„Schön“, sagte Henken. „Wenn ich dir aber jetzt eine Mitteilung mache von einer Wichtigkeit, daß alle deine Pläne unter den Tisch fallen?“

Die Wichtigkeit möchte ich hören, mein Junge.“

Egon hatte sich vorgenommen, dem Freund ganz langsam das, was er gesehen, beizubringen, es gelang ihm nicht, er war temperamentvoll genug, herauszuplätzen: „Der Schmuck gehört meiner Schwester.“

Karl sah seinen Freund verständnislos an. Der wiederholte: „Dieser Anhänger, den wir eben bekommen haben, von dem wir gerade sprechen, gehört zum Schmuck meiner Schwester Eva van Draaten.“

„Nach' keine Witze!“

„Ich bin zu Wizen so wenig aufgelegt wie du, aber ich kenne das Ding ganz genau wieder. Leider sind mit nur wenige Sachen, die zum Gesamt Schmuck gehören oder gehörten, näher bekannt, aber dieser Anhänger war eines der ersten Geschenke, das ihr damals Herr van Draaten machte. Ich war noch ein Knabe und unsere Familie ist nie mit Glücksgütern gesegnet gewesen. So standen wir denn alle drum herum und bewunderten ihn, obwohl er ein Dreck war gegen die späteren Stücke.“

Radochla wollte es immer noch nicht glauben. Den lei Dinge gab es in vielen Exemplaren, meinte er.

„Möglich“, sagte Egon, „aber ich kenne ihn wieder. Zudem gibt es ein unzweifelhaftes Zeichen.“

„? ? ?“

Auf der Rückseite ganz unten sind die Buchstaben E. v. D. eingraviert. Mutter ärgerte sich seinerzeit darüber, weil die beiden noch gar nicht verlobt waren und er trotzdem seine Buchstaben eingravieren ließ statt E. v. H. Und Vater ärgerte sich, weil van Draaten doch nicht von Adel war und überall sich v. Draaten nannte, so auch hier.“

Radochla hielt längst den Anhänger in Händen, auf der Rückseite ganz unten . . .

„Stimmt“, sagte er.

Dann gingen sie wortlos nebeneinander her. Henken wußte nicht recht, hatte er eine Dummheit gemacht oder war es klug von ihm gewesen. Auf einmal blieb Radochla stehen.

„Ich will dich heißen, wenn da alles in Ordnung ist. Das Stück gehört zum Schmuck deiner Schwester, der Junge — wie heißt er doch schnell?“

„Harling.“

„Richtig, der Junge besitzt ein paar Stücke, hat er gesagt. Wo hat er sie her? Von deiner Schwester? Oder sind sie der gestohlen worden?“

Dieser Harling sieht nicht aus, als ob er stehlen würde.“

„Ist auch meine Meinung, und deshalb nehme ich an, er hat den Schmuck auf ehrliche Weise erhalten.“

„Gekauft?“

„Nein, Geld hat er keins, er will die Sachen ja verkaufen.“

„Halt, da fällt mir was auf. Warum will er sie nur verkaufen und nicht verkaufen? Das ist nicht sein Wille, er hat einen Auftrag. Aber von wem?“

„Von meiner Schwester —!“

„Du sprichst aus, was ich kaum zu denken wage, denn das wäre ein großes Glück für uns. Vorderhand müssen wir einen Menschen zu ihm schicken und ihn harmlos von deiner Schwester grüßen lassen.“

„Zu welchem Zweck?“

„Um herauszubekommen, ob er sie kennt und mit ihr in Verbindung steht.“

11. Kapitel.

„Ober, zahlen!“ rief Karl Harling laut durchs Lokal und erhob sich. Er war noch sitzengeblieben, als Henken und Radochla ihn verließen, jetzt wollte er zur Sport-

Man auf ihn zu, groß, lang, mit blunziger Weste und Riesennale, und streckte ihm eine rote, breite Hand entgegen. Es war Beno Leath, der Rennfahrer, den er in Amsterdam kennen gelernt hatte.

Ob er bei ihm Platz nehmen dürfe? Er habe ein paar Fragen an ihn zu richten. Karl hatte natürlich nichts dagegen, sondern schob höflich und eifrig einen Stuhl für Leath zurecht.

„Was machen Sie jetzt?“ fragte der Australier.

Karl erzählte. Zuerst einmal, daß er Berufsfahrer geworden sei.

Das wisse er schon, meinte Leath.

Daß er in der Sporthalle trainiere.

Wisse er auch. Ob er ein Engagement habe?

Jawohl. Im Dreistundenrennen werde er starten. Davon hingen dann weitere Verpflichtungen ab.

Das Dreistundenrennen bestritt Leath nicht, er startete prinzipiell nur in Mannschaftsrennen. In Amerika konnte man während eines Winters getrost seine zwanzig Mannschaftsrennen fahren, in Deutschland war das schwieriger, es haperte an Winterbahnen und fehlte an Veranstaltungen. Aber er hatte einen Vorschlag. Ob Harling mit ihm gemeinsam das Zwölfstundenrennen bestreiten wolle? Und wenn sie sich gut einführen und zueinander paßten, auch das Sechstagerennen?

Wie sich denken läßt, war Karl aufs höchste erstaunt über dieses Angebot, das einen großen, einen ungeheuren Reiz hatte, denn ein Rennen, mit Leath zusammen als Partner gewonnen, und er war ein gemachter Mann. Doch — weshalb suchte sich der Australier gerade ihn aus? Den jüngsten und unerfahrensten aller Fahrer? Das mußte doch einen Grund haben. Und er sagte ihm offen, daß er nur diese Bedenken hege und daß er sein Angebot deshalb sonderbar finde.

Leath fand das gar nicht sonderbar.

„Sehen Sie, ich habä gefahrän zehn Jahrä mit McEnth, der ist zehn Jahrä älter als ich. Enth fährt nicht mehr und ich bin ohne Partnär. Aber da ich nur Mannschaftsrennen fahrä, brauche ich einen Partnär. Und keinen schlechtän, das versteht sich.“

„Ganz recht“, pflichtete Harling bei.

„Und da ich in den zehn Jahran, wo ich bin gefahrän mit McEnth, alter gewordän bin — ich zählä heutä 36 Jahre — such ich wohl keinen älterän, sondern einen jüngerän Partnär.“

„Versteht sich.“

„Ich habä Sie fahrän sehän in Amsterdam, Sie könnän viel, aber Sie könnän noch mehr lernän bei mir. Spätär, wenn ich aufhörä, könnän Sie sich wiedär nehman einän jungerän Partnär.“

Das leuchtete ihm ein. Wenn das der ganze Grund war, ihm sollte es recht sein. Und er sagte zu, mit Leath gemeinsam erstmal das Zwölfstundenrennen bestreiten zu wollen. Wenn Leath dann mit ihm zufrieden sei, werde er für die Sixdays natürlich ebenfalls zur Verfügung stehen.

Karl war so froh über diesen Abschluß, daß er ganz vergaß, zu Groth zu fahren, sondern sich mit dem Australier noch über dies und jenes unterhielt. Dabei wurde natürlich auch die Geldfrage erörtert, was Harling für seinen ersten Sechstagerstart verlangen könne, und Ähnliches. Leath fragte auch nach seinem früheren Beruf, wovon er gelebt habe und zurzeit lebe.

Und Karl, der ruhig seine präfabrierte Lage zugab, erzählte, daß er zurzeit genötigt sei, einigen Schmutz zu verdienen, um bis zur Auszahlung der ersten Gage durchhalten zu können.

Da geriet der lange Australier in eine ganz ungewöhnliche Erregung, so daß er weder richtiges Englisch noch falsches Deutsch sprechen konnte. Was das für Geschichten seien! Sein Name sei in ganz Europa bekannt und geschätzt, daß er Berufsfahrer geworden sei, interessiere die gesamte Sportswelt mehr, als er anzunehmen scheine, und sein erstes Abschneiden als solcher sei eine Sensation. Er möge nur mal die Zeitungen aufschlagen.

Manen in der Laide und mit der Nachricht, daß er, Beno Leath, ihn sich als Partner auserwählt habe, zu seinem Manager gehe, dann werde der sich ein Vergnügen daraus machen, ihm einen Vorstoß in jeder beliebigen Höhe zu geben.

„Wieso? Warum? Und wer? Was für ein Manager?“

„Nun, sein Manager.“

„Ihr Manager?“

Karl lachte.

„Ich habe keinen. Die Rennfahrer haben alle keinen.“

„Sie denken an die Boxer.“

Wieder regte sich Leath über Gebühr auf. Er habe keinen Manager? Dann könne man sich nicht wundern, wenn es ihm schlecht gehe. In Amerika ließen sich alle Fahrer managen und auch in Deutschland lenne er mehrere, die die Vertretung ihrer Interessen in die Hände eines erfahrenen Mannes gegeben hätten und nicht schlecht dabei führen. Ob er ihm einen empfehlen sollte?

„Denken Sie vielleicht an Groth?“ fragte Harling und sah auf die Uhr. „Um Gottes willen, ich muß fort, ich bin nämlich zu Groth bestellt, vielleicht wird der es machen?“

(Fortsetzung folgt.)

Der Strohwitwer.

Von Hans Joachim Toll.

Jeder, dem ich erzähle, daß ich Strohwitwer bin, lächelt, lächelt vielsagend und verständnisvoll, kneift das eine Auge diskret zu und blinzelt mich mit dem anderen um so unverschämter an. So als wollte er sagen: „Strohwitwer! Oh, hm, ich verstehe!“ Und schnalzt genießerisch mit der Zunge. Ja, man hat es gewagt, mich leicht in die Seite zu stoßen und zu klüffern: „Sie loser Schächer!“ Und nur, weil ich sachlich und kühl bemerkt hatte: „Ich bin Strohwitwer.“

Wenn meine Frau nicht zufällig in der Sommerfrische wäre, würde niemand auf den Gedanken kommen, in mir einen zu sehen, der über die Stränge schlägt. Denn meine Charakterfestigkeit und meine Solidität sind Stadtbekannt und nahezu sprichwörtlich. Das darf ich mit Stolz sagen. Aber sobald die Leute wissen, daß ich für vier Wochen Strohwitwer bin, meinen sie, das Recht zu haben, mich der lauesten Seitenhänge verdächtigen zu dürfen. Und glaubt es mir — es geht mir nicht allein so. Da ist ein anderer Strohwitwer, der Herr Pöper. Ein Mann, der Dosen trägt wie Charlie Chaplin, und dessen Kragen ein eingekippter Schlips ziert, ein Mann, von dem man weiß, daß er den Schlaf vor Mitternacht ungemein schätzt. Denkt ja nicht, daß alles das ihn vor den verunglimpfenden Verdächtigungen schützt, denen der Strohwitwer ausgesetzt ist. Sähen wir wie hundertjährige Asketen aus — in den Augen der Welt sind wir als Strohwitwer Don Juans, Casanovas, Sybariten, aller Untugenden voll.

Ich erhebe hiermit Protest gegen dieses himmelschreiende Unrecht, das jedem Manne angetan wird, dessen Frau in die Sommerfrische gefahren ist. Ich verbitte es mir, daß man mich bedenklich anblinzelt, daß man mich einen losen Schächer nennt, ohne einen anderen Grund zu haben als den, daß ich Strohwitwer bin.

Es ist mir ganz unbegreiflich, wie jenes Märchen entstehen konnte, jenes Märchen von dem Ehemann, der sofort nach der Abfahrt seiner Gattin den Trauring in die Westentasche steckt, den Hut verwegend auf das rechte Ohr schiebt, den Spazierstock aufreizend elegant wirbelt und auf Abenteuer ausgeht. Diese Gestalt hat vielleicht ein Operettenlibrettist ertunden, und soundsovielte andere, denen nichts Besseres einfällt, haben sie nachgeahmt, haben den Strohwitwer, der von einem Seitenprung zu zwei anderen eilt, als traurigen Helden auf die Bühne gestellt. Summer und überall findet Ihr den Mann, der von seiner zurückkommenden Frau überrascht wird. Er hat Ehrenbürgerrechte erhalten in Schwänken und Witzblättern, wie die böse Schwiegermutter mit der Kapotte und dem schlecht aufgewickelten Regenschirm. Beiden geschieht bitteres Unrecht, denn es gibt auch gute Schwiegermütter. Und was den Strohwitwer angeht — erlaubt mir, daß sein Leben ernst ist, viel eher geeignet, den Inhalt einer abendfüllenden Tragödie zu bilden, als auf Kosten der Wahrheit in einer Posse mit Gesang und Tanz verläßt zu werden.

und erwidert, daß er sich in einem Augenblicke von Gott verlassen können würde, wenn er nicht recht gedenke. Ihr werdet nicht mehr imconsequent handeln. Ihr werdet euer Mitgefühl nicht verlassen.

Schon am frühen Morgen beginnt die Trauödie. Sonst ist es meine Frau, die mich weckt. (Sie hat einen so leisen Schlummer, die Gute!) Jetzt muß ich mich auf den Wecker verlassen. Es ist ein Unterschied, ob eine weiche Hand an unsere Schulter rührt und eine liebe Stimme sagt: „Hans, du mußt aufstehen!“ oder ob frech und schrill der Wecker uns aus dem Schlafe reißt. O, es ist ein himmelweiter Unterschied! Und überhaupt der Wecker! Ich halte dieses Instrument für die niederträchtigste Erfindung, die je gemacht worden ist. Es gibt unendlich viele Möglichkeiten, mit seiner Hilfe zu verschlafen. Entweder man verärgert, das Läutewerk aufzuziehen oder man stellt eine falsche Zeit ein oder man läßt den ganzen Wecker in der Stube stehen oder man — ach, laßt mich schwelgen von diesen Widerwärtigkeiten! Es bringt mich in Dornisch, wenn ich nur daran denke.

Ich stürze aus dem Bett und in die Kleider. In der Eile reiße ich einen Knopf ab. Du lieber Himmel! Ich murmele einen Fluch, luche nach Nadel und Zwirn, bemühe mich drei und eine halbe Minute, den Faden durch das gewünschte kleine Ohr zu bringen, sehe ein, daß alle Anstrengungen vergeblich sind, und ersehe den Knopf durch eine Sicherheitsnadel. Während das Kaffeewasser kocht, putze ich meine Stiefel. Ich habe das bisher für eine sehr einfache Tätigkeit gehalten. Aber das ist es gar nicht. Erwünscht man die Schachtel mit der Ofenschmiere — sie steht genau aus wie Schuhercreme — dann werden die Stiefel nicht schwarz, sondern sie bekommen einen metallisch-silbernen Glanz.

Natürlich habe ich keine Zeit mehr, mich gemütlich zum Frühstück hinzusetzen. Stehend würgte ich ein bißchen trodenes Brot herunter — selbstverständlich vergaß ich, Butter zu besorgen —, verbrühe mir an dem heißen Getränk die Lippen, stelle fest, daß ich die Kaffeebohnen ungemahlen in den Topf geworfen habe, lese hastigen Blicks die Überschriften in der Zeitung und stürze wie geblödt davon.

Im Geschäft ist es wie sonst. Tendenz: lustlos. Aber Geschäftsbüchern, Mahnungen und anderen Briefen vergesse ich, daß ich Strohwitwer bin. Erst als ich, um zu essen, in ein Restaurant gehe, fällt es mir wieder ein. Gewiß, es ist sehr schön, wenn man sich täglich Beefsteak à la Wiener, Wiener Schnitzel oder Schweinsrücken bestellen kann. Die ersten Tage wenigstens. Aber dann erwacht die Sehnsucht nach etwas Kompakterem, Zusammengeklontem. Zugegeben, daß ich das Geschäft verziehe, wenn meine Frau mir Apfel und Kartoffeln, Linsensuppe oder grobe Bohnen auf den Tisch legt. Jetzt indessen habe ich regelrecht Dunaer darauf. Und während ich mühselig den Knochen von der Kotelette trenne, gedenke ich leidend meiner lieben Gattin und ihrer Kochkünste. Ach ja!!

Ganz schlimm aber wird es am Abend. Die Unterhaltung fehlt mir, ein Gespräch mit meiner Frau. Ich will ehrlich sein und euch unter dem Siegel strengster Vertraulichkeit gestehen, daß unsere Dialoge zuweilen von einer unnötigen Lautstärke sind und in einem Monologe enden, bei dem ich mich auf das Zuhören beschränke. Oder auf das Überhören. Und trotzdem vermiss ich sie. Ein Abend in der leeren Wohnung ist grauenvoll öde. Ich schide einen Gruß in die Sommerfrische: Alles in Ordnung, beunruhige Dich nicht meinestwegen, liebe Frau, und erhole Dich gut! Aus Langeweile wünsche ich etwas den Staub vom Rauchtisch, fange eine Motte oder auch zwei, gähne ausgiebig und gehe zu Bett und entschlummere auf jenem sanften Kissen, das der Vorzug eines guten Gewissens ist.

Seht, das ist der Tag des Strohwitwers. Erschütternd einträglich und langweilig. Ein Gemisch von Arbeit, Ärger und Sehnsucht nach der liebsten Frau. Sehnsucht vor allem! Da ist nichts zu finden von Seitenprüngen, durchschwärzten Nächten und beachtlich hohen Selbsteinschätzungen. Das Leben des zurückgebliebenen Ehemannes ist keine Operette. Glaube es mir, Elli, deinem Manne geht es nicht anders. Und ihr, Karla, Erna, Alwine und Frieda, seid sicher, auch eure Gatten sind nicht besser daran. Aber laßt euch darum nicht die Freuden der Sommerfrische trüben! Schwimmt, klettert, trinkt Schwefel, nehmt Moorbäder! Wir Strohwitwer ertragen alles Unangenehme gern, damit ihr euch erholt! Nur daß man glaubt, wir benutzen eure Abwesenheit, um den Lebemann zu spielen — das weisen wir zurück. Das verbiten wir uns!

Ich bin überzeugt, daß alle Strohwitwer diesen Artikel blau oder rot anstreichen und ihn ihren Gattinnen in die Sommerfrische schicken werden. „Sieh“, werden sie am Rande vermerken, „das ist mir aus der Seele geschrieben. So schicken auch meine Tage dahin.“ Und dessen bin ich ebenfalls sicher, daß mir bald zahlreiche Anerkennungs schreiben gesandt werden, weil ich so mannhaft für die Strohwitwer

schonpen unter sich und sich gegenseitig diese Art zu zeigen, werden sie sich mit Augenrollen in die Augen sehen. Und sie werden sagen: „Scheint ein netter Kerl zu sein, der Schreiber dieses. Als Mensch, meinen wir. Aber als Strohwitwer — ein Hornochse! Ein ausgewählener Hornochse!“

P. S. Vergesst nicht, den letzten Absatz abzuschneiden, wenn ihr die Zeitung euren Frauen ins Bad schickt! Vergesst es ja nicht!

Die Ueberraschung.

Von Wilhelm Herbert.

Es war zum erstenmal in der jungen Ehe, daß der Gatte — ein äußerst fleißiger und solider Mann — abends ausging. Das Jubiläum eines Freundes machte das unbedingt notwendig. Auch Rathilde sah das ein, wenn schon es selbstverständlich nicht ohne Schmollen und Schluchzen abging. Der feierliche Schwur, „sobald als möglich“ wieder zurück zu sein, erleichterte schließlich dem Manne das Loskommen.

Sie fühlte sich schrecklich einsam und ging früh zu Bett. Dort lagte sie den Vorlat, sein Auge zuzutun, bis er zurückkam. Eine halbe Stunde später schnarchte sie schon sanft und wohlth.

Der helle Tag schien bereits ins Fenster, als er mit schwerem Kopf und außerordentlich schlechtem Gewissen heimlich. So ein Jubiläum kann eben unter Umständen doch sehr seitraubend werden.

Schon glaubte er unbemerkt ins Bett schlüpfen zu können, da erwachte sie.

Unendliches Mitleid mit ihrem fleißigen Gatten befiel sie, der doch nachts ausgewiesen war und jetzt schon wieder zum Arbeiten aufstand — so glaubte sie wenigstens. „Ach!“ seufzte sie mit ihrer süßesten Stimme. „Armer Schatz, willst du denn schon wieder arbeiten?“

Da plötzlich erkannte sie an seinem verblüfften Gesichtsausdruck die Wahrheit. Ihr Antlitz wurde zu Stein und ihre Stimme, die einen stählernen Klang hatte, sprach nichts mehr als die beiden inhaltsschweren Worte: „Du Lump!“

Welt u. Wissen

Die oberirdische Wasseraufnahme der Pflanzen. Bei einzelnen Pflanzen, die mit besonderen Saughaaren ausgestattet sind, sowie bei manchen Pflanzen extremer Klimate, wie z. B. der Arabischen Wüste und der Hochlanden Perus, ist eine Wasseraufnahme durch oberirdische Organe festgestellt worden. Daneben aber hat man auch bei Pflanzen gemäßigter Klimate vielfach diese Fähigkeit angegeben und daraus den Schluss gezogen, daß dadurch die Wasserzufuhr in bedeutungsvoller Weise unterstützt werde. Genauere Untersuchungen waren aber bisher darüber nicht angestellt, und so füllten die Versuche K. Wegels, über die W. Rangerin in den „Naturwissenschaften“ berichtet, eine Lücke aus. Der Gelehrte fand zunächst, daß die angewachsenen Blätter zahlreicher Pflanzen wirklich mit der Oberfläche Wasser aufnehmen, wenn sie zwölf Stunden oder länger benetzt werden. Die Geschwindigkeit, mit der das Wasser durch die Blattoberfläche aufgenommen wird, ist aber sehr viel geringer als bei der Aufnahme durch die Wurzeln. Auch ist diese Aufnahmefähigkeit bei den einzelnen Pflanzen sehr verschieden groß. In den meisten Fällen absorbiert die Unterseite der Blätter stärker als die Oberseite, während eine Wasseraufnahme durch die Spaltöffnungen nicht nachgewiesen werden konnte. Wenn man aber aus der weiten Verbreitung dieser Erscheinung auf ihre biologische Bedeutung geschlossen hat, so hat man damit einen Fehlschuss getan. Das oberirdisch aufgenommene Wasser wird nämlich nur äußerst langsam weitergeleitet, und eine Versorgung von Geweben, die von der Aufnahmestelle weiter entfernt sind, erscheint daher ausgeschlossen. Außerdem erfolgt diese Wasserzufuhr auch nur gelegentlich, und so kann die Pflanze aus dem oberirdisch dargebotenen Wasser keinen Vorteil ziehen, wenn sie keinen besonderen Schutz gegen Verdunstung, über die ganze Pflanze verteilte Absorptionsorgane oder andere Wasserspeichergewebe besitzt. Versuche, die mit Blattoffen und verschiedenen filzbaartigen Pflanzen ausgeführt wurden, ergaben, daß die nächtliche Tauaufnahme meist noch nicht einmal dazu ausreicht, um die nächtliche Verdunstung zu decken, und daß ein kleiner Überschuß an Wasser, der sich zeitweise ergibt, doch bei der Gesamtwasserversorgung der Pflanze keine Rolle spielt. Die oberirdische Wasseraufnahme muß daher als eine mehr zufällige und nebenwärtliche Erscheinung betrachtet werden.

Wenn Besuch kommt.

Von Annemarie Schlüter.

Die Zeiten haben sich für uns in mehr als einer Hinsicht verändert, so auch in Bezug auf unsere Geselligkeit. Die regelmäßigen Zusammenkünfte eines größeren oder kleineren Bekanntenkreises sind fast ganz verschwunden, teils aus finanziellen, teils aus anderen Gründen. Für manche Haushaltung bedeutet ein Gast oft schon eine fühlbare Belastung, ganz abgesehen davon, daß die Zeit für die fröhlich-behagliche Gastlichkeit früherer Tage uns heute in den meisten Fällen fehlt.

Trotzdem wäre es doch sehr zu bedauern, wenn die Gastlichkeit, die einst eine allbekannte Volkstugend bei uns war, so ganz in Vergessenheit geraten sollte. Man darf doch die Gemütskräfte nicht unterschätzen, die darin liegen können, sofern man den Begriff Geselligkeit richtig auffaßt, und welche gute Übung ist die Aufgabe, Gäste anmutig zu empfangen, zu bewirten und zu unterhalten, für junge Hausfrauen und solche, die es werden sollen! Geistesgegenwart, Organisation, Gewandtheit, all dergleichen lernt sich dabei und ist doch stets von Nutzen. Auch die vielgerühmte gute Kinderstube, die im Leben oft von so großer Bedeutung für das Fortkommen ist, erwirbt sich am leichtesten im Rahmen einer netten, wenn auch anspruchslosen Geselligkeit, und endlich will es dem deutschen Frauenempfinden doch gar nicht gefallen, daß man nicht wenigstens hin und wieder liebe Gäste bei sich haben und ihnen durch eine ein wenig festlichere Bewirtung zeigen soll, wie man sich ihrer Gegenwart freut!

Darum müssen wir, wenn das Was beschränkt ist, trachten, es durch das Wie auszugleichen. Wir müssen das, was unsere bescheidenen Einkünfte als Bewirtung zu geben gestatten, so reichen, daß es durch seine „Aufmachung“, durch das ganze Drum und Dran schon die festliche Absicht zeigt, und wir müssen im übrigen unsere Gäste so anzuregen und zu unterhalten wissen, daß sie den Verpflegungspunkt nicht als die Hauptsache empfinden.

Dazu gehört in erster Linie die richtige Organisation. Man darf die Haushaltsmaschine nicht knarren hören! Es muß sich alles glatt und reibungslos und wie von selber erledigen, und was vorzubereiten geht, muß zeitig, vorbereitet werden. Man darf nicht antreten, den Tisch zu decken, wenn die Gäste jeden Augenblick kommen können oder gar schon auf dem Flur stehen — man muß sich Geschirr, Tafelutensilien, Blumen, Schmuck usw. zurechtlegen, damit nicht im letzten Augenblick ein hastiges Suchen und Herbeischaffen etwa noch fehlender Gegenstände beginnt. Ein gut gedeckter Tisch ist schon die halbe Bewirtung: Eine Strickdecke, die man selber macht und die nur Wenige kostet, eine hübsche Vase auf dem Tisch mit Blumen oder auch nur grünen Zweigen (aber stets niedrig gehalten, damit die Ausblicksmöglichkeit nicht beschränkt wird), die „guten Tassen“ oder die schöne Kristallschale für die einfache Nachspeise — das alles sind so kleine „Nuancen“ in der Gastlichkeit, die der Besucher wohl schätzt, und die festliche Stimmung schaffen, auch wenn keine Festmähler zu Gebote stehen!

Eine weitere Vorbedingung für das Gelingen einer netten Gastlichkeit ist auch die, daß man sich seinen Gästen wirklich widmen kann. Hierzu muß gut vorbereitet werden; die Hausfrau muß ihre Arbeit getan haben und nicht mit einem Auge und einem halben Ohrte forgnost den Gang der Ereignisse überwachen müssen, während sie ihrem Gaste anscheinend interessiert zuhört und dabei etwa ganz verkehrte Antworten gibt! So etwas schlägt die Stimmung tot, der Besuch empfindet sich selbst als Störenfried, und das Unbehagen breitet seine Klettermausfügel aus. Nach nicht mehr „Umständen“, als du wirklich und im Notfall allein und vorher bewältigen kannst, und es ist viel vernünftiger, dem Gast unter Umständen ein helfendes Eingreifen zu gestatten, als ihn frampfhaft als Besuch zu behandeln, den man im Grunde keiner Seele ins Welterland wünscht!

Auch Kinder sollten nur „mit Vorsicht“ herumgereicht werden! Es ist sehr nett, wenn sie sich mal zeigen und sich dabei zu benehmen wissen. Aber im übrigen haben sie sich möglichst im Hintergrunde zu halten, auf keinen Fall dürfen sie als störende und stimmungsbrechende Teilnehmer eine sich etwa anspannende, ernsthafte und angeregte Unterhaltung Erwachsener stören. Das sollten sich viele allzu enthusiastischen Eltern gesagt sein lassen, die da meinen, daß alle anderen von ihren Eröhlungen ebenso entzückt sein müßten!

Wer dann noch die Kunst zuzuhören bebeherrscht und durch

kluge Zwischenfragen, die wirkliches Interesse und Verständnis bekunden, seinen Gast zum Reden und Ausflüßberausgehen zu bringen vermag, der hat schon die Feinheiten der echten Gastlichkeit erfaßt, die darin besteht, es vor allen Dingen dem Besuch behaglich zu machen, und der braucht auch bei einfacher Bewirtung nicht zu befürchten, daß seine Gäste nicht jederzeit gerne wiederkommen!

10 Gebote für die Kinderstube.

1. Sei als Erzieher konsequent und stetig. Spare dir allzu häufige Befehle und Verbote und lange Moralkreden. Wenn du aber einen Befehl ausgesprochen hast, dann wache auch über seiner Durchführung.
2. Laß dein Kind nicht deine bösen Launen entgelten und gib ihm überhaupt immer ein gutes Vorbild.
3. Vergiß nicht, daß dein Kind für dich kein Spielzeug sein darf, mit dem du vor deinen Gästen prunkst und mit dem du dir eine Stunde am Tage deine Langeweile vertreibst, sondern daß in ihm eine ernste Aufgabe dir gestellt ist, die zu lösen alle deine Kräfte in Anspruch nehmen sollte.
4. Verlange nicht zu viel von deinem Kinde, vergiß nicht, daß es ein Kind ist, das noch nicht die Einsicht haben kann wie ein Erwachsener.
5. Sei auch nicht allzu ängstlich, laß dein Kind sich austoben und eigene Erfahrungen sammeln.
6. Sprich nicht vom Kinde in deiner Gegenwart, insbesondere rühme nicht und lache nicht über seine „Fehlertaten“, für die du es eben noch gescholten und es dafür gestraft hast.
7. Wenn es geht, komme ohne Strafe aus und versuche es mit gütlichem Zureden.
8. Sei aber auch nicht allzu nachsichtig gegen die Unarten des Kindes, verwöhne und verweichliche es nicht und lasse es sich niemals zum Haustyrannen entwickeln.
9. Suche dir immer das Vertrauen deines Kindes zu erhalten, damit es keine Heimlichkeiten vor dir habe und mit allen seinen Sorgen, großen und kleinen, zu dir komme.
10. Vor allem aber vergiß nicht, daß das Ziel aller Erziehung ist, einmal den Erzieher überflüssig zu machen.

Die praktische Hausfrau.

Die Messinggriffe und Beschläge der Haustür reibt man täglich mit einem Wollleder ab. Wöchentlich einmal werden sie gepulvt, wobei man sich für den Hierat zweckmäßig einer sehr weichen Zahnbürste bedient. Damit die Hände von dem Pulvmittel nicht angegriffen werden, zieht man alle Handschuhe an.

Wenn man die Wände des Treppenhauses reinigt, so läßt sich meist die Trittleiter nicht in gewöhnlicher Weise aufstellen. Dagegen kann man sich helfen, indem man sie auf den Kopf stellt. Sie hat dann eine genügende und sichere Unterstüßungsfläche.

Ein einfaches Mittel, Silber blank zu machen. Das Putzen von Silber, das, wenn man die Sachen immer schön blank haben will, ziemlich häufig vorgenommen werden muß, macht den Hausfrauen meist viel Mühe. Man kann sich auch mit folgender, einfacheren Methode befehlen. Man läßt in einem Topfe Wasser aufkochen, dem man Soda beigemengt (keinen Esslöffel auf einen Liter Wasser). In diese Lösung legt man nun die silbernen Gegenstände und läßt sie ein paar Minuten darin liegen. Dann sind alle Flecke verschwunden.

Frühes Brot zu schneiden. Aus frühem Brot lassen sich meist nur sehr schwer richtige, wohlgeformte Schnitte schneiden. Es gibt aber ein einfaches Mittel, mit dem man sich hier helfen kann. Man braucht nämlich nur das Messer, mit dem man schneiden will, einen Augenblick in kochendes Wasser zu tauchen und es dann rasch abtrocknen. Dann geht das Schneiden viel leichter von statten.

Wie wäscht man Fenster? Das Waschen von Fenstern kann man sich sehr erleichtern, wenn man dabei einen Lederlappen verwendet. Nachdem man die Scheiben mit einem nassen Lappen abgerieben hat, werden sie mit einem fest ausgegungenen Lederlappen nachpoliert. Natürlich müssen beide Lappen nach jedesmaliger Benutzung sorgfältig gewaschen werden; denn nur wenn man mit sauberem Material arbeitet, kann man gute Erfolge erzielen. Wenn sich Farbflecke auf den Scheiben befinden, so tue man zu dem Waschwasser einen Schuß Brennspiritus hinein. Sie gehen dann mit Leichtigkeit weg.